

## Der eigene Ton – und wie man ihn findet Interview mit Wolfgang Büscher

**RF:** Herr Büscher, ich möchte mit Ihnen über ein luftiges und schwer fassbares Thema sprechen: den eigenen Ton. Mit Ihnen, denn der Ton, den Sie in Ihrem Buch „Berlin – Moskau“ anschlagen, ist außergewöhnlich, stark und eigen. Mich hat er, als ich das Buch seinerzeit gelesen habe, komplett in seinen Bann geschlagen. Haben Sie die ersten Sätze von „Berlin – Moskau“ noch im Kopf?

**Büscher:** „Eines Nachts, als der Sommer am tiefsten war, zog ich die Tür hinter mir zu und ging los, so geradeaus wie möglich nach Osten. Berlin war ganz still an diesem frühen Morgen. Alles, was ich hörte, war das Pochen der eigenen Schritte auf den Dielen, dann auf Granit. Eine Süße lag in der Luft, das waren die Linden ...“ Und so weiter. Anfänge sind für verschiedene Leute verschieden wichtig. Für mich sind sie sehr wichtig, weil sie wie mit einer Stimmgabel einen bestimmten Ton anschlagen, den ich brauche zum Weiterschreiben.

**RF:** Wie haben Sie diese Zeilen gefunden?

**Büscher:** Der Dichter Peter Rühmkorf hat einmal unterschieden zwischen gemachten Zeilen und solchen, die, wie er sagt, vom Himmel fallen. Die auf seltsame Art zu einem kommen, auf eine Weise, die man sich nicht erklären kann. Sätze, die etwas Anarchisches haben und die nicht logisch aus dem Stoff, der Geschichte, aus dem Notizbuch hervorgehen. Die ein Eigenleben führen. Zen-buddistisch könnte man sagen: Nicht du findest diese Sätze, sondern sie finden dich.

Im Falle von Berlin-Moskau war es so, dass ich diese ersten Sätze in ähnlicher Form gleich zu Anfang hingeschrieben habe, mich dann aber wochenlang mit den ersten anderthalb Seiten des Buches herumgequält habe. Im Grunde genommen habe ich immer nur Varianten der Sätze hingeschrieben, die ich schon hatte. Da wurden Kommata verschoben, da wurden Relativsätze verschoben, da wurde mal ein halber Satz eingefügt und wieder herausgenommen, dann wurde mal was umgebaut von vorne nach hinten oder von hinten nach vorne. Dieses idiotische Puzzle dauerte wirklich Wochen, wenn nicht sogar länger. Ich habe immer mit denselben Murmeln gespielt.

**RF:** Warum fiel Ihnen dieser Anfang so schwer?

**Büscher:** Es gibt eine komische Parallele zwischen dem Wandern und dem Schreiben. Die ersten drei Wochen des Unterwegsseins waren die schwersten der drei Monate, die ersten 20, 30 Seiten des Buches waren die schwersten des Buches. Ganz merkwürdig. Ich erkläre mir das so, dass es etwas zu tun hatte mit dem Übergang von der normalen Büro-Existenz zu dieser anderen Existenz. Man ist am Anfang noch unfrei. Man ist noch so gehetzt, beherrscht von allen möglichen störenden Einflüssen. Bei der Wanderung nach Moskau hatte ich in den ersten zwei, drei Wochen das Gefühl: Das ist alles völliger Blödsinn. Was willst du hier? Was willst du erzählen, wenn du nach Hause kommst? Was willst du anderen Leuten über diese idiotischen Strassen, in denen du lang latschst, berichten? Es ist alles Quatsch. Geh nach Hause. Brich ab. In den ersten Wochen habe täglich zu Hause angerufen und musste jeden

Abend von meiner Frau überzeugt werden, weiter zu laufen. Das hörte schlagartig auf, als es östlicher wurde, fremder.

**RF:** Und so ähnlich war es dann beim Schreiben?

**Büscher:** So war es beim Schreiben auch. Genauso.

**RF:** Da fanden Sie keinen Anfang?

**Büscher:** Diesen vorhin zitierten Satz, diesen Anfang hatte ich schon, diesen Glockenton, diesen Stimmgabelton, aber diese 20, 30 Seiten danach zu schreiben, meinen Erzählfluss zu finden - das war sehr schwer. Wie gesagt: Vielleicht war ich noch nicht offen genug, noch beherrscht von den banaleren Dingen des Alltags. Die Augen waren noch nicht offen, die Ohren nicht, die inneren Kanäle nicht.

**RF:** Und als die anfängliche Hürde genommen war, da brach es förmlich aus Ihnen heraus?

**Büscher:** Nein, nein. Das Buch hat verschiedene Elemente. Es gibt regelrechte Textinseln darin, abgeschlossene, kleine Erzählungen und Begebenheiten. Seien es historische Rückblenden, seien es kleine, abgeschlossene Erlebnisse. Das sind gemachte Texte. Die sind konstruiert, gebaut, wie man eben Texte baut, mit einem Anfang, einem Verlauf und einem Ende. Und dann gibt es zwischendurch diese mir von irgendwoher zugefallenen Sätze und Passagen, in denen der Sound fast wichtiger ist als der Inhalt.

Dass sich diese beiden Elemente, diese gebauten Passagen und diese „inspirierten“ Passagen zu einem Ganzen fügen, das wusste ich während des Schreibens nicht. Den Abstand hatte ich nicht. Ich bin ja kein Adler, der über den Text schwebt und das Ganze sieht.

**RF:** Sie sind also nie in so einen „Schreibrausch“ geraten?

**Büscher:** Manchmal schon. Streckenweise, aber nicht über 250 Seiten.

**RF:** Wie gerät man in einen Schreibfluss hinein?

**Büscher:** Ich denke, das ist bei jedem anders. Da gibt es überhaupt keine Rezepte. Bei mir spielt eine gewisse Rolle, dass ich das ganze Buch auf meiner Couch geschrieben habe, mit ausgestreckten Beinen oder in den hüfte sozusagen abgeknickt in L-Form, auf den Knien den Laptop. Das ist die Schreibposition. Normalerweise stand die Tür auf, es herrschte völlige Stille. Ich bin jemand, der den Ort, an dem er schreiben möchte, vorher aufräumen muss. Es gibt Leute, die brauchen das Chaos. Die setzen sich auf ihre Müllhalde und fangen an, herrliche Sachen zu schreiben. Dazu bin ich nicht im Stande. Ich muss eine Art von Schönheit schaffen, mir muss gefallen, wie dieser Stuhl da steht oder das Fenster oder die Tür geöffnet ist oder was auch immer. Ich muss in einer aufgeräumten Stimmung sein, im übertragenen Sinne. Viel mehr gehört eigentlich nicht dazu.

**RF:** Wie provoziert man Einfälle?

**Büscher:** Auch da gibt es kein Patentrezept. Mir fallen die schönsten Sachen manchmal in einem halbawachen Zustand ein. Also morgens in den zehn Minuten vor dem Aufstehen, oder nach einem kleinen Nachmittagsschlaf. In dieser tagträumerischen Halbwachheit kommt manchmal ein Satz oder ein Bild oder taucht plötzlich der Schlüssel auf, der die Tür öffnet,

vor der man eine ganze Weile gestanden hat. So etwas gibt es. Aber, Sie merken es, das sind alles relativ hilflose Versuche, diesen Prozess irgendwie zu benennen.

Ich bin zutiefst überzeugt davon, dass es in uns eine Instanz gibt, von der wir zehren. Von der die Impulse kommen. Woher kommt ein schöner Satz oder eine wunderbare Passage? Woher denn? Kein Mensch kann mir sagen, die habe er konstruiert. Ja, sicher, die hast Du geschrieben, in dem Sinne konstruiert, aber woher kommt diese besondere Wendung, die nicht logisch ist, sondern einfach nur schön ist und die überraschend ist oder die neu ist oder die leuchtend ist. Woher kommt das denn? Das kommt von irgendwo, von dieser Instanz, dieser Terra Incognita in uns. Und fremd soll sie auch bleiben, denn wenn wir versuchen würden, sie auszuleuchten, würden wir sie zerstören. Aber es gibt ihn, diesen unterirdischen Energiesee oder Ölsee, ständig zapfen wir ihn an. Hätten wir ihn nicht, dann würden nur klappernde Phrasen zu Stande kommen.

**RF:** Wie haben Sie den Ton in „Berlin – Moskau“ entdeckt?

**Büscher:** In den Monaten, bevor es ernst wurde, habe ich immer wieder ein bestimmtes Lied gehört. Nicht, dass ich es gesucht hätte oder irgendwo rumgewühlt hätte, um es zu finden oder die Vorstellung hatte, diese Aktion braucht ein Lied. Nein, ich habe es irgendwo gehört und dann blieb es mir im Ohr, und es war genau das richtige Lied, es ist so ein balladenhaftes, gehendes, sich bewegendes Lied, so ein Reiselied. Jedes Mal, wenn ich dieses Lied gehört habe, hat es mich in diese Reisetimmung, diese Unterwegsstimmung, diese Nomadenstimmung versetzt. Während der Reise habe ich es beim Gehen vor mich hergesummt, hinterher, daheim, habe ich es mir oft angehört, wenn ich ins Schreiben kommen wollte.

**RF:** Wie heißt das Lied?

**Büscher:** Das möchte ich nicht sagen.

**RF:** Hat auch der Rhythmus des Gehens den Ton des Buches beeinflusst?

**Büscher:** Der Rhythmus des Gehens ist sehr monoton. Oft habe ich einfach vor mich hin gebrabbelt oder Zahlen abgezählt, bis 1000 gezählt und dann wieder bis 1000... Die Sprache in „Berlin-Moskau“ hat stellenweise etwas Rhapsodisches, Rhythmisiertes, vielleicht hat das mit dem Gehen zu tun. Aber das sind eher Vermutungen.

**RF:** Wie würden sie den Ton von Berlin-Moskau beschreiben?

**Büscher:** Wandernd. Unterwegs-seiend. (Er überlegt.)

**RF:** Ernst?

**Büscher:** Ja. Schon ernst, ja. Kein Kanzlei-Ernst, kein protestantischer Prediger-Ernst, eher eine Art Lebens-Ernst, der entsteht wenn du etwas Existenzielles machst, ganz auf dich gestellt bist. Es gibt so einen journalistischen Kammerton, in den man leicht hineinrutscht. So ein überlegenes Wegwitzeln, so ein halbironisches Jonglieren mit mehreren Bällen. Das beherrsche ich auch. Aber wenn man so eine ernste, und, ich sage es jetzt einfach mal: männliche Sache macht wie eine Wanderung über 2000 Kilometer durch ziemliches Niemandsland, dann hört das mit dem Witzeln ziemlich bald auf. Das Alleinsein, die

Verantwortung schaffen eine gewisse Gesammeltheit, eine gewisse Konzentriertheit, eine Wachheit. Das spiegelt sich auch im Ton des Buches.

**RF:** Ist der Ton auch poetisch?

**Büscher:** Wenn Sie mit „poetisch“ diese etwas rhapsodische, rhythmisierte Sprache meinen, die immer wieder auftaucht und das Buch zusammenbindet, die eine gewisse Dominanz hat über das rein „technische“ Erzählen von gewissen Begebenheiten, dann: ja.

**RF:** Unzeitgemäß? In einem positiven Sinne: alt?

**Büscher:** Schwer zu sagen. Ein Buch, das für mich ein literarischer und sprachlicher Türöffner war, ist dieses kleine Ding von Werner Herzog: „Vom Gehen im Eis“. Nur 90 oder 100 Seiten lang. Er beschreibt darin, wie er in den 1970er Jahren im Winter von München nach Paris gelaufen ist. Das hat mir gezeigt, was möglich ist. Wie man schreiben muss. Wenn ich versuche, diese Sprache zu benennen, fällt mir Büchner ein. Dessen Sprache kommt daher wie mit aufgekrempeelten Ärmeln, die packt zu, die ist nicht fein ziseliert, die hat etwas grobianisches. Ich will nicht sagen, dass es eine grobe Sprache ist. Aber sie ist nicht fein. Sie packt zu. Sie stößt zu und beißt zu und sie ist schön, weil sie manchmal ganz irre Bewegungen macht, irre Pirouetten dreht. Ein bisschen davon habe ich bei Herzog wiedergefunden. Eine etwas aufgeraute Sprache. Vielleicht habe ich ein bisschen davon mitgenommen.

**RF:** Wenn man sich als Autor einmal einen bestimmten Ton angeeignet hat, kann man den auch wieder verlieren?

**Büscher:** Sagen wir es so: Mein Leben besteht ja nicht nur darin, irgendwelche poetischen Anfänge zu schreiben. Sondern ich bin ein ganz normaler Journalist, der ganz normal Zeitungsgeschichten aufschreibt. Und diese beiden Dinge muss man auch unterscheiden. Das eine ist die Pflicht, das andere die Kür. Das eine sind Gebrauchstexte, das andere sind freiere Texte oder freie Texte. Wenn man in so einer Doppelsexistenz drin steckt, besteht die Herausforderung darin, hin und wieder mal diesen anderen Ton zu erreichen. Das kommt schon wieder, hoffe ich doch, aber das ist natürlich zwischendurch nicht so da. Eine Reportage in der Zeitung unterliegt einfach anderen Gesetzen. Natürlich bin ich nicht ein völlig anderer, wenn ich so was mache, aber da spielen einfach andere Dinge eine Rolle. Da geht es um Informationen, um akkurate Beschreibungen und Benennungen von irgendwelchen Dingen und Leuten. Da geht es nicht um poetische Anfänge.

**RF:** Demnach hätte der „Berlin - Moskau“-Ton nicht ohne weiteres Platz in einer Wolfgang Büscher-Reportage?

**Büscher:** Nein, glaub ich nicht. Jedenfalls nicht so weitgehend. Also ein bisschen, ja. Also ich bin ja nun derselbe. Ich bin ja nun kein anderer Mensch, wenn ich eine Reportage schreibe. Aber es gibt schon einen Unterschied.

**RF:** Letzte Frage: Arbeiten Sie an einem neuen Buch?

**Büscher:** Ich hatte Lust, etwas Leichtes, Kleines zu machen, und arbeiten an einem Buch über Asien, es wird vielleicht 140, 150 Seiten, mit fünf, sechs Erzählungen. Es heißt „Asiatische Absenzen“ und kommt im Herbst heraus. Der Titel sagt es schon: Gemeinsam ist

den Geschichten, dass irgendwer in irgendeiner Weise verloren geht, in Indien etwa oder in Nepal oder Kambodscha.

**RF:** Welche Tonlagen schlagen sie in diesem Buch an?

**Büscher:** Unterschiedliche. In einer Geschichte ist es eher ein humoristischer Ton, ein Wissenschaftler und ein Ich-Erzähler stolpern gemeinsam in diese ganzen Reiseerlebnisse hinein, daraus entsteht eine gewisse Komik. In der Indien-Geschichte ist eher ein etwas trancehafter Ton: Der Ich-Erzähler wird von seinem Reisegefährten mit hohem Fieber in einem vor vielen Jahren verlassenen Kolonial-Hospital zurückgelassen, wo außer ihm nur Affen und Papageien sind, und fiebert und phantasiert...

**RF:** Haben Sie für dieses Buch wieder den passenden Song gefunden?

**Büscher:** Nein, das gibt es diesmal nicht. Das war wirklich außergewöhnlich bei „Berlin – Moskau“, dass da so ein Lied zu mir gekommen ist und wie ein Vogel um mich herumgeschwirrt ist. Das war eine große Ausnahme. Man könnte auch sagen: eine Gnade.

Das Interview führte Ariel Hauptmeier.